

ADOLPH FREIHERR KNIGGE
SÄMTLICHE WERKE
BAND 2

Adolph Freiherr Knigge

Sämtliche Werke

In Zusammenarbeit mit
Ernst-Otto Fehn, Manfred Grätz,
Gisela von Hanstein und Claus Ritterhoff
herausgegeben von Paul Raabe

BAND 2

Abteilung 1

Romane

in 8 Bänden

Adolph Freiherr Knigge

Der Roman meines Lebens

In Briefen herausgegeben

Teil 3 bis 4

K · G · Saur

München · London · New York · Paris 1992

Photomechanischer Nachdruck der Erstausgabe
nach dem Exemplar der Hessischen Landes- und
Hochschulbibliothek Darmstadt.
Sign.: Gü 4136

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Knigge, Adolph Frhr. von:
Sämtliche Werke / Adolph Freiherr Knigge. In Zusammenarbeit
mit Ernst-Otto Fehn ... hrsg. von Paul Raabe. –
Photomechanischer Nachdr. der Erstausg. – München ; London
; New York ; Paris : Saur.
ISBN 3-598-22870-8
NE: Raabe, Paul [Hrsg.]; Knigge, Adolph Frhr. von: [Sammlung]

Photomechanischer Nachdr. der Erstausg.
Bd. 2 : Abt. 1, Romane : in 8 Bänden. Der Roman meines
Lebens : in Briefen herausgegeben. – Teil 3/4. – 1992
ISBN 3-598-22872-4



Printed on acid-free paper / Gedruckt auf säurefreiem Papier

Alle Rechte vorbehalten / All Rights Strictly Reserved
K. G. Saur Verlag GmbH & Co. KG, München 1992
A Reed Reference Publishing Company

Printed in the Federal Republic of Germany

Jede Art der Vervielfältigung ohne Erlaubnis des Verlages
ist unzulässig

Druck/Printed by Strauss Offsetdruck, Hirschberg
Binden/Bound by Buchbinderei Schaumann, Darmstadt
ISBN 3-598-22870-8

Der
Roman meines Lebens

in Briefen herausgegeben.



D r i t t e r T h e i l

Fig 1782.

An die Leser.

Es ist eine gar possierliche Sache um die Auctorsucht, und um den Ruhm, den man durch das Büchermacherhandwerk zu erwerben trachtet.

Ich setze selbst sehr wenig Werth auf den Mann, der blos dadurch beliebt wurde, daß er ein gutes Buch schrieb. Es ist sehr viel leichter hundert schöne Grundsätze predigen, als einen einzigen ausüben. Am Schreibtische, wenn keine Leidenschaft ins Spiel kömmt, lassen sich herrliche Sachen sagen, und gewöhnlich sieht doch der Mann ganz anders auf dem Papiere aus, als in seinen Handlungen.

Aber

IV



Aber dennoch ist so etwas in mir (ich gestehe es frey) das mich kitzelt, wenn mich jemand versichert, er habe etwas von mir mit Vergnügen gelesen — Ich meine immer, es müßte ein verständiger Mann seyn, der so etwas sagt — Ob es wohl andern Leuten auch so geht?

Was ist daher natürlicher, als daß ich Ihnen Allen, die Sie mit so nachsichtsvoller Güte die beyden ersten Theile dieses Büchelchens aufgenommen haben, herzlich danke? Mögte der dritte eben so glücklich seyn, Ihren Beyfall zu gewinnen! Vielleicht schreibe ich dann noch — Nicht die zwanzig, davon wir neulich redeten — aber doch ein oder ein Paar dazu, um ein Ganzes daraus zu machen, und Sie nicht in Ungewißheit über das Schickſal der Personen zu lassen, welche ich die Ehre gehabt habe Ihnen vorzustellen.

Allein

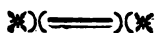
Allein da werde ich denn nach Gelegenheit etwas dazu lügen müssen, so wie ich Ihnen bis jetzt wirklich nur wahre Begebenheiten erzählt habe.

Im Grunde sollte freylich wohl alles wahr seyn, was in einem Roman steht. Man kann sich ja auch nichts so Tollcs erdenken (das versichre ich Sie) was nicht irgend einem Erdensohne begegnet wäre, und keinen so albernen Streich, den nicht schon einmal ein Mensch gemacht hätte. Wenn man aber freye Hand hat, eine Menge Abenteuer auf Eines Menschen Kopf zu erzählen; so kann man der Geschichte wohl eher diejenige Einheit geben, welche Sie vielleicht hier vermissen. In dessen wollen wir doch überlegen, wie wir das Ding so einrichten, daß alles in einander passe.

Unglück,

Unglücklicherweise lebe ich 'jezt einsam, in dem Schooße meiner Familie ruhig, fern von den großen Thorheiten der Welt, und an einem Orte, wo es wahrhaftig so viel herzlich gute Menschen giebt, daß, wenn ich Ihnen die Scenen schildern sollte, die ich jetzt vor mir habe, Sie sehr einfache Gemälde sehen, und ich denenjenigen, welche nur die lächerliche Seite ihrer Mitmenschen vor Augen gestellt haben mögen, wenig Unterhaltung würde verschaffen können.

Ueberlegen Sie das alles! Und wenn Sie dennoch, nach Lesung dieses Theils eine Fortsetzung des Romans meines Lebens begehren — Eh nun! so muß man sehen, wie man Rath schafft.



Inhalt des dritten Theils.

Erster Brief, von Müller an Meyer, aus Hamburg geschrieben. Er ist nebst Leidthal in Sorgen um das Schicksal des jungen Hohenau. Man sollte solche junge Schwärmer ihrem Schicksal überlassen. Aber Erziehung und schlechte Schriftsteller verdrehen der Jugend den Kopf. Ueber Zünfte. Gelehrten-Zunft. Vorschläge gegen die Schreibseligkeit. Nachricht von der Abreise aus Urstadt, Ankunft in Hamburg, und Lebensart daselbst. Ueber Reichstädte und Residenzen. Herr Vellojoco nimmt diesen Brief mit. Meyer soll über sein Herumreisen sein Glück in Dresden nicht verschmerzen. Sie hoffen bald bessere Nachrichten von Hohenau zu hören.

Zweiter Brief, von Meyer an Leidthal. Er ist, nachdem er Hohenau auf Hundeselds Gut nicht gefunden, nach Donnergrund gereiset. Auch hier ist derselbe so wenig, als das Fräulein. Werber im Wirthshause. Ueber Militair, Soldatenstand, persönliche Tapferkeit, grobe und kleine Feldherrn. Gemälde der Frau von Donnergrund. Ein hochadeliches Haus. Ausficht
dem

VIII



den jungen Hohenau zu finden. Reise nach Eisleben. Des Herrn von P . . . in Z Geschichte. Ankunft in Eisleben. Der Jüngling, welchen er aufsucht, ist des Herrn von Wallitz natürlicher Sohn. Dessen Geschichte, und von seiner Mutter. Carl ist also noch immer nicht gefunden. Er weiß auch nicht, wo er ihn suchen soll. Also geht er jetzt gerade nach Dresden.

Dritter Brief, von der Frau von Donnergrund an den Herrn von Kegel. Jetzt klärt sich's auf. Sie hat ihre Nichte bey der Frau Käserink abgesetzt, woselbst sie Kegel besuchen, und sie vermögen soll, ihn zu hentrathen, dagegen dieser der Frau von Donnergrund das Geld schenkt, das sie ihm schuldig ist. Hohenau war dieselbe Nacht mit Meyer in einem Wirthshause, und wurde da den Werbern in die Hände gespielt, Meyer aber nach Eisleben irre geführt. Eine Bitte wegen einer Camzelsbekleidung.

Vierter Brief von Leidthal an Meyer. Nun da alle Mühe, alles Suchen vergebens ist, soll er nur seine Secrétairestelle in Dresden, die Geisner erwartet, annehmen. Gott wird schon für den jungen Hohenau sorgen. Künstliche Erziehung im Gegensatz mit Erziehung, die das Schicksal giebt.

Fünfter

Fünfter Brief von der Frau Käserin an die Frau von Donnergrund. Das Fräulein ist aus dem Wirthshause, wo sie ein Paar Tage bleiben mußten, fortgegangen, indem sie sich hat von einem Manne entführen lassen, der vorher französisch mit ihr sprach. Frau Käserin bezeugt angstvoll ihre Unschuld.

Sechster Brief von Wedel an Leidthal. Er spricht ihm Trost ein, und will es versuchen, ihn aufzumuntern; erzählt ihm, daß, und wen er heyrathen werde. Ein alter geiziger Onkel. Ein Andastebuch. Ein Zeitungsblatt. Gesellschaft im Wirthshause. Amtmann. Kaufmann. Apotheker. Officier. Adept. Derselben Gespräche. Eine fürstliche Bevatterschaft.

Siebenter Brief, von dem jungen Hundesfeld an Leidthal. Siebt Nachricht von der Entweichung des Fräuleins. Die Eltern glauben Hohenau habe dies veranfalet, bewegen machen sie nun ihrem Sohne, der sein Freund war, Vorwürfe. Sie liegen vor Kummer krank. Der junge Hundesfeld will nachreisen, und bittet Leidthal unterdessen nachzuforschen.

Achter Brief von Meyer an Leidthal. Nachricht von seinem neuen Etablissement. Ueber die Art zu studieren und sich zu seinem künftigen Stande

stande vorzubereiten. Philosophie. Trob'Andien. Warum man nicht weiter in der Weisheit lönimt. Nachricht von seiner häuslichen Einrichtung. Ueber Bildsäulen. Wie es dem jungen Wallis geht. Ein Präsident. Unterschied unter Bewundrung und Zuneigung. Ueber Hernhut. Die Bröderunität. Wie man auf die Welt wirken sollte. Esprit de Corps. Esprit public. Ueber Müllers Ausichten. Dankbarkeit gegen Leidthal. Wüsten Sie nur, wo Hohenau ist!

Neunter Brief von Leidthal an Meyer. Freuet sich, daß Meyer zufrieden ist. Ueber die Triebfedern unserer guten Handlungen. Ueber Leidenschaften. Tollkühnheit. Ueber die Narrheit. Da ist endlich Nachricht von Hohenau, welche sie Alle mit Freude erfüllt.

Zehnter Brief (in dem vorigen eingeschlossen) von Hohenau an Leidthal aus Potsdam geschrieben. Er bittet ihn um Verzeihung seiner Verirrungen. Erzählung dessen, was ihm begegnet ist. Wie er Charlotten auf Hundefelds Gute nicht fand; herumirrte; endlich sie auch in Donnergund vergebens suchte; Wie ihn dort ein Franzose den preussischen Werbern in die Hände spielte, die ihn einige Wochen lang mit herumführten, und dann in Potsdam abliefern. Dasselbst entdeckt er sich seinem Obristen, und

und der ist glücklicherweise derselbe ehemalige Adjutant, welcher in Meyers Geschichte vorkommen ist. Sobald sich dies entwickelt, wird Carl losgelassen, und als Lieutenant bey des Obristen Regiment angestellt. Jetzt wäre alles gut; aber wo ist Charlotte? Der Franzose hat dem jungen Hohenau ein Briefgen abgelockt, um ihm, wie er sagte, das Fräulein zuzuführen. Wenn der Franzmann ein Schelm ist; so wird es schlimm aussehen. Hohenau ist in großen Sorgen desfalls, bittet übrigens nochmals um Verzeihung, und legt Briefe vom Obristen an Leidthal und Meyer bey.

Filfter Brief von Meyer an Leidthal. Enthält einen Auszug aus dem Briefe des Obristen an ihn. Nämlich die Erzählung, wie er aus dem Gefängnisse, nach dem Tode des Fürsten, losgelassen, den Abschied als Obristlieutenant bekommt, nach Schlesien zu einem Vetter geht, durch denselben preussischer Obrist wird, und ein Regiment bekommt. Ueber den Nutzen wirklicher treuer Lebensbeschreibungen im Gegensatz mit andern Romanen. Wo mag aber das Fräulein von Hundefeld seyn? Man darf Carl nicht von ihrer Entführung unterrichten, muß aber ihren Eltern sagen, wie unschuldig Hohenau daran ist.

Swölfter

Zwölfter Brief von Mr. de la Saltière an einen Grafen in Berlin. Hier klärt sich alles auf. Der Graf hatte diesen Franzosen, den der Leser schon aus dem zweyten Theile dieses Romans kennt, aufgetragen, einen Theil des Geldes, welches sie gemeinschaftlich in Spaa gewonnen hatten, dazu anzuwenden, ihm eine hübsche Maitresse mitzubringen. La Saltière traf Hohenau an, wie man schon weiß, spielte denselben den Werbern in die Hände, ließ sich einen Brief von ihm an Charlotten geben, und nützte diesen Brief, um dieselbe zu entführen, unter dem Vorwande sie ihrem Geliebten zuzuführen. Nachdem dieselben ein Paar Monate in Worms zugebracht, und vor Kummer über die misrathene Hofnung krank geworden, da indessen la Saltière ihre Briefe auffängt, und an deren Statt falsche schreibt, bewegt er sie endlich, durch einen eben dergleichen nachgeahmten Brief von Hohenau, mit ihm sich auf den Weg nach Berlin zu machen. Sie werden also gegen den 15. dort ankommen, wo la Saltière dann Charlotten in des Grafen Hände liefern will.

Dreizehnter Brief von Meyer an Leibthal. Er berichtet ihm mit traurigem Herzen, was er so eben durch einen Brief von Carl erfahren hat. Der Obrist ist nemlich schnellig gestorben, und Charlotte ihrem Geliebten untreu geworden.

Wenig-

Wenigstens glaubt Carl dies, weil er den von Mr. de la Saltière fälschlich geschriebenen Brief bekommen hat. Jetzt fürchtet Meyer, Hohenzau werde schlechter werden, ohne Führer und ohne Liebe, in Berlin. Der Obrist hat Carl in seinem Testamente bedacht. Meyer ist äußerst niedergeschlagen.

Vierzehnter Brief von Weckel an Leibthal. Nachricht von seiner Genrath. Ueber den Chasens. Kleine Reisebeschreibung. Ueber das Bekantschaftmachen, und die Kunst sich beliebt zu machen. Eine rührende Malzeit. Ein Landedelsmann. Ein Pfarrer. Ein Lügner. Ein fürstlicher Garten. Ein Trauerzug. Ein Regimentschirurgus. Man soll niemand beschämen.

Fünfzehnter Brief von Hundefeld an seinen Vater. Er hat nirgends auf die Spur von Charlottens Aufenthalt kommen können. Nun kommt er so eben nach Berlin, um wenigstens Hohenzau zu sprechen. Er hat einen artigen Franzosen angetroffen, dem er seine Geschichte erzählt, und der ihm versprochen hat, ihn morgen früh selbst hinzu begleiten.

Sechzehnter Brief von la Saltière, Villat an den Grafen Er schickt ihm einen aufgefundenen Brief, den Charlotte, die in Madam Schuß's Hause ist, an ihre Eltern fortschicken wollte. Zugleich meldet er ihm, wie Hundefeld in seine Hände gefallen sey, und daß

daß er Mittel gefunden habe, denselben der Policen verdächtig zu machen, damit ihm, ehe er Hohenau sprechen könnte, vom Gouverneur die Stadt verbotben werde.

Siebenzehnter Brief (Einschluß des vorigen) von Charlotten an ihre Eltern. Sie klagt zärtlich darüber, daß sie keine Antwort von ihnen bekommt, schildert ihren jammervollen Zustand, und bittet flehentlich um Errettung. Der Frau-
jose hat sie nach Berlin in der Frau Schmitz Haus in der Löpfergasse geführt. Sie weiß nicht, was für ein Haus das ist. Sie ist immer krank, wünscht bald zu sterben, und weiß gar nicht, wo Hohenau sich aufhält. Die Obristen von M Der Graf. Ein junges Mädgen, welches ihr aufwartet.

Achtzehnter Brief, von dem Grafen an die sogenannte Obristen von M Er ist unzufrieden davon, daß sie Charlotten noch nicht befehrt hat. Sie soll bald Anstalt machen, das Fräulein aufmuntern, zu einer Unterredung mit ihm vorbereiten, und das Mädgen, welches den Brief an Charlottens Eltern hat besorgen sollen, von ihr entfernen.

Neunzehnter Brief, von Ludwig Müller an seinen Vater. Er freuet sich über des Commerzienraths nahe Hofnung zu dänischen Diensten. Ueber seine jetzige Lage. Ueber den Schauspielersstand überhaupt. Künste in Deutschland.
Dichter.

Dichter. Schriftsteller. Unangenehme Nachricht von Hohenau's moralischer Verschlimmerung. Ueber das Spiel. Einige Nachrichten von Berlinischen Unterhaltungen.

Zwanzigster Brief, von dem jungen Hundefeld an Hohenau. Nachricht, daß ihm der Gouverneur die Stadt verboten habe. Er hat vorher zweymal Hohenau in seinem Hause aufgesucht, aber immer verfehlt. Er solle doch auswirken, daß er wieder in die Stadt kommen dürfe.

Ein und zwanzigster Brief, von Hohenau an Meyer. Man sieht aus dem Styl, daß er anfängt sittlich schlechter zu werden. Beschreibung seiner Gesellschaft. Nachtheiliges Urtheil vom weiblichen Character. Sein Mißtrauen gegen la Salitière.

Zwey und zwanzigster Brief, von Birnbaum an Leidthal. Er bittet ihn zur Bevatterschaft. Nachrichten von Urfladt und Walligens Krankheit.

Drey und zwanzigster Brief, von Leidthal an Hohenau. Gute Lehren. Geschichte eines verabschiedeten Ministers, und einige Hofaneedoten. Ueber Religions-Indifferentismus. Wie unsicher der Ruf eines Menschen ist.

Vier und zwanzigster Brief, von Beckel an Müller. Fröhlich wie immer. Wie er lebt. Von seinem guten Oheim. Ein Holländer. Etwas über diese Nation. Von Baiern, und deren Vorurtheilen.

Fünf

XVI



Fünf und zwanzigster Brief, vom Secretair Reifenbrück an Leidthal. Auf Befehl seines Herrn geschrieben, der auf dem Sterbebette ihn gern sprechen will, und ihn also bittet, nach Urspädt zu kommen.

Sechs und zwanzigster Brief, von Hohenau an Hundesfeld. Sehr leichtfertig geschrieben. Er hat bey dem Gouverneur seine Unschuld dargethan. Er kann also nach Berlin zurückkommen. Entdeckung der Verrätheren des la Saltièee.

Sieben und zwanzigster Brief, vom Commerzienrath Müller an seine Tochter. Er ist in dänische Dienste getreten. Familienumstände. Nachricht von Leidthal.

Acht und zwanzigster Brief, von Ludwig Müller an seinen Vater. Nachricht von Hohenaus Verirrungen. Seine Lebensart beschrieben. Interessante Beschreibung von desselben Zusammenkunft mit Charlotten in Madam Schufits Hause.



Erster



Erster Brief.

An den Herrn Meyer. Abzugeben in
Göttingen.

Hamburg den 9ten Jenner 1771.



Ich schreibe Ihnen auf Geheiß
des guten Baron Leidthals,
der so zerstreuet und nieders
geschlagen ist, daß ich sehr fürchte, die Last
von Unruhe und Kummer, welche er seit ei
nem Jahre hat tragen müssen, wird Einfluß
auf seine Gesundheit haben.

Wo sind Sie denn jetzt? Mögten Sie
doch, wenn Sie diesen Brief bekommen, den
jungen Hohenau gefunden haben! Aber wer
weiß, wo Sie umherstreifen müssen, den
Roman III. Th. U brau

brausenden Jüngling zu suchen, der uns Allen so viel Sorge macht?

Ich bekenne es gern, wenn es von mir abhängt, ich wäre ihm längst nicht mehr nachgelaufen. Die Vorsehung sorgt für ihn, und wenn er sehen wird, daß es in der wirklichen Welt ganz anders aussieht, als in einem empfindsamen Roman; so wird er schon zurückkehren, und vielleicht noch einst ein nützlicher Mann werden.

Wehe denen Schriftstellern, welche die Phantasie unserer jungen Leute durch wildes Feuer entzündet, ihre Sinne so reizbar machen, daß sie den Boden, worauf sie treten, für glühend halten, und bey jedem Fußtritte laut schreien! Da versenkt dann der zehrende Blick eines solchen Schwärmers die schönsten Gluhren um ihn her.

Der Grund zu diesem Unglücke wird aber schon in der Schule gelegt, wo man uns diese

diese Welt als ein Jammerthal vorstellt, in welches der Schöpfer uns nur gesetzt hätte, um zu versuchen, ob wir auch Prüfung ertragen könnten — Elender, den Allgütigen entehrender Gedanke! — So werden wir gewöhnt, über alle Seligkeit dieser Welt hinweg, in ein fernes Vaterland zu schießen, und undankbar die mütterliche Erde mit Füßen zu treten. Meiner Meinung nach sollte der Mensch ganz anders unterrichtet werden. Ehe die Begierden zu heftig, die Einbildungskräfte zu lebhaft werden, sollte man ihm die Schätze dieser Welt in ihrer ganzen Annehmlichkeit vor Augen stellen, damit er früh diesen blendenden Glanz ertragen lernte, aber auch eben so früh sollte er gewöhnt werden, Schmerz zu leiden. Mit einem Worte, man sollte ihn unterrichten, das vielfache Gute, welches wir in dieser irdischen Wohnung schmecken können, recht herzlich fröhlich, aber mäßig und dankbar genießen, die kleinen Ungemächlichkeiten aber, die ihm aufstoßen, für das zu halten, was

sie sind, für unvermeidliche Folgen unserer eigenen Abweichungen vom graden Wege, und für Glieder in der Kette der Begebenheiten. Und erst dann, wenn er diese Welt recht kannte, recht leben und genießen gelernt, und sich also zu einem nützlichen Bürger einer bessern Welt gebildet hätte, erst dann sollte es ihm erlaubt seyn, sich eine seligere Zukunft zu wünschen.

Alein von wahrem Genuße und weiser Anwendung dieses Lebens wird uns in der Jugend sehr wenig, und dies Wenige sehr trocken gesagt. Man fühlt dann bald, daß es unvernünftig seyn würde zu glauben, der gute Schöpfer habe uns fünfzig Jahre des Jammers bestimmt. Wenn nun das Alter der Wünsche und des Verlangens herantritt, dann angelt der Jüngling nach Freuden, die er nicht genießen gelernt hat. Aber er hat auch das Ungemach nicht wahrhaftig ertragen, sondern nur mit kaltem moralischen Lumpengewebe überspinnen gelernt. Er ist
in

in dieser Welt so neu als möglich. Kommt er nun in eine Lage, wo so viel unbekannte Gegenstände auf seine Sinne wirken, daß er sich im übermäßigen Genuße derselbe berauscht, und nachher dafür leiden muß, oder versagt ihm das Schicksal manches eiteln Wunsches Gewährung, ja! dann muß der Himmel die Schuld tragen; Er murren gegen die Vorsehung, und wünscht sich in eine andere Welt.

Hier kommen ihm unsere neueren Schriftsteller herrlich zu Hülfe. Die liefern ihm Ideale nach seinem Herzen, und unterhalten seine elende Schwärmercy. Da winselt ein jämmerlicher, in der bürgerlichen Welt unnützer Müßiggänger ihm, von seinem Dachstübchen herunter, Klagelieder über die undankbare Welt entgegen — Dann geht erst das rechte Unglück an. Er glaubt, hier sey nun einmal nichts mehr für ihn zu thun, also handelt er wie ein Rasender, und wird, ehe er Mann ist, schon ein unnützer

Bürger — Ins Zuchthaus mit solchen
Schriftstellern!

Ueberhaupt! Wäre denn gar kein Mittel
dem unseligen Bücherschreiben Grenzen zu
setzen? Die Wissenschaften sind nun einmal
eine *res communis* geworden; Indessen ließe
sich viel darüber sagen, ob es nicht besser
wäre, wenn sie, wie ehemals in Egypten
und andern Ländern, das Monopolium ei-
nes gewissen Standes würden? Dies ist
freilich ohngefähr der nemliche Streit, als:
ob es gut sey die Zünfte aufzuheben oder
nicht? Es ist wahr, wenn man keine Zünfte
hat; so gilt der privilegirte Pfuscher nichts,
und der Mann von Verdienst gewinnt. Aber
ist nicht der Schaden eben so groß, wenn je-
der Pfuscher arbeiten darf, was er will?
Wer hält sich nicht für berufen, ein Hand-
werk, das er liebt, zu treiben? und indefs
er, wenn er schlechte Arbeit macht, Betteln
muß; so verliert doch der Staat den Mann,
der etwas, wozu er gebahren wäre, unter
dessen

beffen treiben könnte. Er wird nie seine Ungeschicklichkeit, sondern die Undankbarkeit des Publicums anklagen. Darüber also sollen die Zünfte wachen, daß niemand sich zu einer Lebensart dränge, zu welcher ihn die Natur nicht berufen hat. Ob dies mit der Gelehrsamkeit und dem Geniewesen so angehe, ob es nicht zu Mißbräuchen und Unterdrückung Anlaß geben würde, das kann ich nicht untersuchen. Aber dazu ließen sich doch gewiß Anstalten treffen, daß nicht so viel jämmerliches Zeug dürfte gedruckt werden.

Könnte man nicht in jedem Lande eine Deputation von redlichen verständigen und uneigennützigen Männern dazu festsetzen? Ein Schriftsteller müßte sein Manuscript dahin, ohne sich zu nennen, abliefern: Aber auch die Männer, aus denen die Deputation bestünde, müßten dem Namen nach unbekannt bleiben. Es würde untersucht, ob das Buch irgend etwas enthielte, das sittlichen Nutzen
 U 4 bringen

bringen könnte. Wäre es so beschaffen; so würde nicht nur die Herausgabe desselben erlaubt, sondern auch der Verfasser auf alle Art unterstützt, und sein Fleiß belohnt, damit er nicht von einem geizigen Buchhändler abhänge. Würde aber die Schrift verworfen, oder als gänzlich elend erkannt; so bliebe noch dem Verfasser das Recht zu appelliren übrig, um sich nicht über Parthenlichkeit beklagen zu können. Es müßte ihm erlaubt seyn, seine Handschrift an zwey Deputationen in zwey andern Ländern zu schicken. Hätten nun unter diesen drey Richtstühlen, zwey vor oder gegen die Sache gesprochen; so müßte er sich dem Ausspruche unterwerfen, und wenn nachher noch etwas von der Art ohne Erlaubniß gedruckt worden wäre; so würde der Verfasser in öffentlichen Zeitungen beschimpft, oder des Landes verwiesen.

Diese Einrichtung würde nicht die Gesetze der gewöhnlichen Bücherzensuren haben, und die Deputirten dürften auch nur
über

über gewisse Arten Schriften richten. Wollte aber jemand etwas gegen die Regierung oder dergleichen schreiben; so müßte es ihm durchaus erlaubt seyn, in so fern der Name des Verfassers vor dem Werke stünde, denn solche Schriften stiften, wenn sie Wahrheiten enthalten, mehrentheils Nutzen, und schaden, wenn es Verläumdungen sind, nur dem Verfasser.

Doch, was ermüde ich Sie jetzt, zur ungelegenen Zeit, mit meinen Träumereien? Ich will Ihnen lieber Nachricht von unserer Art zu leben geben.

Wir zogen, wie Sie wissen, im vorigen Monate hierher. Es war eine traurige Scene, als unser lieber Wohlthäter Urstädte verlassen mußte. Lassen Sie mich darüber schweigen. Gewiß wird er noch lange in dem Herzen seiner ehemaligen treuen Unterthanen gegenwärtig seyn. Wie manchem Neddlichen hat er dort großmüthig geholfen, wie manche

U 5

Thäne

Thräne getrocknet! — Der Herr von Walliz hat wenige Tage nachher, wie man uns schrieb, Besitz von seinem Hause genommen, und ob er es gefühlt hat weiß ich nicht, aber gewiß hat, außer ein Paar eigennützigen Schmeichlern, kein Einziger den Tag seines Einzugs gesegnet, kein Herz ihm entgegen geschlagen.

Wir bewohnen hier das mittelfte Stockwerk eines artigen Hauses. Der Baron Leidehal geht wenig aus, und ich leiste ihm beständig Gesellschaft. Noch haben wir nicht viel Bekanntschaft gemacht, obgleich ich sehr wünschte, daß unser guter Herr es doch versuchen mögte, sich ein wenig zu zerstreuen, denn der Kummer nagt unaufhörlich an ihm — Sein lieber Carl schwebt immer vor seinen Augen.

Wären wir nicht in diese Traurigkeit versenkt; so würden wir hier sehr glücklich leben. Der Verlust des Reichthums ist bald verschmerzt, sobald man nicht Mangel leidet,
und

und das Leben in einer freien Reichsstadt hat etwas sehr aufmunterndes. Man sieht da die Menschen mehr ihrem Instincte folgen, statt daß in einer Residenz sich alles nach dem Ton stimmt, den der Fürst angiebt, und der oft, wenn das Unglück etwa einen schlechten Menschen auf den Thron geklebt hat, wie es denn zuweilen der Fall ist, äußerst elend ist. Und dann wird alles durch die schändlichen Triebfedern des Hofinteresse gezogen. Versetze ich nicht Geld genug im Lande, oder ersetze diesen Mangel nicht durch Wind und Ränke; Gefällt meine Benigheit dem Minister oder dem Schutzußer (wer denn grade der Liebling ist) nicht, und dieser gnädige Herr äußert sich darüber gegen jemand; so bin ich in der ganzen Stadt mit einer Art von Infamie bedeckt.

Nein! Man sage was man will gegen die Reichsstädte; Hier sind wohl auch kleine Verhältnisse, wie aller Orten, wo der Mächtige den Schwächern zurückdrängen kann, aber

aber doch sind, wenn ich mich sonst ruhig halte, mein Vermögen, mein Ruf, mein Glück, meine Ruhe nicht das Spiel der Willkühr eines schlechten oder schwachen Menschen, und ich finde immer einen kleinen Circul von Freunden, in deren Umgange ich alle Verderbnisse der Welt vergessen kann.

Es herrscht hier in Hamburg auch sehr viel Aufklärung, wahrer Geschmack an Wissenschaften und Künsten, eine vernünftige Gleichhaltung der Stände, und ein sehr angenehmer, zutraulicher Ton in Gesellschaften. Mein Nachbar controlirt nicht mein Hauswesen; Man erlaubt mir zu leben, mich zu tragen, wie ich will; die jungen Leute sind bescheiden, gefällig und sittsam. Man hört wenig Verschlage. Es ist viel Familienband, viel häusliche Glückseligkeit unter den Leuten, und endlich hat man ja die Wahl unter einer großen Menge Menschen aller Art, denn allgemein paßt freylich das Gemälde nicht auf das Hamburger Publicum.

Den

Den roten.

Ich war heute einige Augenblicke auf dem Baumhause. Welch' ein herrlicher Anblick von da hinunter die mit Schiffen beladene Elbe und so viel geschäftige Leute zu sehen! Unter dem Gewühle von fremden Kaufleuten dachte ich jemand anzutreffen, der aus dortigen Gegenden käme, und mir vielleicht Nachricht von dem Herrn von Hohenau geben könnte, aber vergebens. Indessen habe ich einen alten Freund gefunden, den Herrn Bellojoco, der aus Schweden kommt, und morgen früh nach Mannheim abreiset. Er wird diesen Brief in Göttingen abgeben.

Eben habe ich unsern armen Herrn noch einmal gesprochen. Er bittet Sie durch mich, während Ihrer Nachforschungen Ihr Glück nicht zu versäumen. Man erwartet Sie in Dresden, wo Sie so dringend empfohlen sind, daß es Ihnen gewiß nicht mislingen wird, wenn nur das Eisen geschmiedet wird, weil es warm ist.

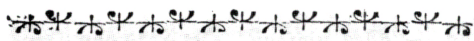
Wir

Wir umarmen Sie in Gedanken — O!
mögten wir gute Nachrichten von Ihnen er-
fahren! Ich bin ewig

der Ihrige

M ü l l e r.

Zweyter



Zweiter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal
in Hamburg.

Donnergrund den 11ten Jenner 1771.

Noch ist alle meine Mühe, alle meine Nachforschung vergebens gewesen; Ich habe den unglücklichen jungen Menschen nicht gefunden. Meine letzten eilig geschriebenen Zeilen werden Sie, mein gnädiger Herr! erhalten haben *. Ich konnte auf Hundesfelds Gut und in der ganzen Gegend nicht das Geringste von ihm erfahren. Was war also natürlicher, als zu glauben, er sey gerade hierher nach Donnergrund gelaufen? Aber auch hier will niemand nichts von ihm wissen. Vor wenig Stunden bin ich angekommen, und habe so genau geforscht, als man an einem ganz fremden Orte forschen kann

* Diese finden sich nicht.

kann — alles umsonst! Die Frau von Donnergrund ist vorgestern hier angekommen; Was aber das Sonderbarste ist; so hat sie ihre Richte gar nicht mit hergebracht, da sie doch mit derselben abgereiset war, und niemand erwartet hier das Fräulein.

Ich wollte geradeswegs zu der Dame gehn, aber es war so spät, und ich so ermüdet von der Reise, daß ich diesen Besuch auf morgen früh verschoben habe. Gern hätte ich nun diese Nacht ein wenig geschlafen, aber da ist unten im Wirthshause ein Lärm von Werbern, der mirs, bey meinem ohnes hin unruhigen Gemüthe, ohnmöglich macht, ein Auge zu schliessen. Wie ich aber höre; so werden sie nach Mitternacht weiter marschiren. Ich bin also wieder aufgestanden, um mich noch eine Stunde mit meinem theuersten Wohlthäter zu unterhalten.

Mögte ich Ihnen etwas zur Aufmunterung sagen können! aber mein Herz ist
auch

auch so bedrängt; Alles stellt sich mir in trübem Lichte dar.

Die Werber und Recruten lermen unaufhörlich, singen, fluchen und toben durcheinander —

Gott! wie sind die menschlichen Anstalten so verderbt worden! Ein Volk, das zu seiner Glückseligkeit gesellige und bürgerliche Bande unter sich geknüpft hatte, mußte sich in dem Gebrauch der Waffen üben, um gegen die Einfälle und Räubereien einer weniger cultivirten, müßigen Nation geschützt zu seyn. Nach und nach bediente sich ein Haufen der Stärkern dieses Mittels, um die Schwächern zu unterjochen — Nun ja! da war doch noch Recht des Stärkern, Triumph persönlicher Tapferkeit. Aber, wie artete das nach und nach aus? Der Feige wollte auch seine Leiden befriedigt wissen. Die Großen dieser Erde fanden es bequemer, aus einer Menge ihrer Sklaven eine Zerstörungsmaschine

Roman III. Th. D schine

Maschine für ihre Nachbarn zusammen zu setzen. Man erfand Mittel, zu tödten ohne zu sechten, aus Schlupfwinkeln heraus zu morden. Alle persönliche Tapferkeit fiel bald weg; Wer die größte und die beste Zerstörungsmaschine hatte, der hatte das größte Recht. Jetzt werden die an dieses künstliche Werk gehefteten Menschen so abgerichtet, daß man ihnen zuerst ihren eigenen Willen nimmt, sie zu Puppen macht, die ohne Ueberlegung für die gute und böse Sache, zu Befriedigung der thörichten Leidenschaften eines Einzigen morden, rauben, hungern, wachen, gehen, und stehen müssen, nachdem man ihnen durch Zeichen einen Wink dazu gibt.

Diese Slaveren, welche nach und nach zur Gewohnheit, ja zur Ehre geworden ist, hat aus unsern Fürsten, welche sonst nur gewählte oder durch höhere Bestimmung auf den Thron gesetzte Vorsther waren, unsere Götter gemacht. Ohne Murren müssen jetzt Millionen Menschen sich als das Eigenthum eines

eines Unwürdigen oder Feigen behandeln lassen, wenn er eine solche Militairmaschine zu seinem Dienst bereit hat.

Da nunmehr nicht mehr Frenheit, Muth und gerechte Sache das Glück des Krieges bestimmen, ihn herbeiführen oder entfernen; so muß der Nachbar jeden Augenblick erwarten, daß man in sein Reich einbreche, und das Glück des Landes, dessen Vorsteher er ist, der Raub irgend eines unruhigen Kopfes werde. Er muß also auf alle Fälle auch eine Schaar solcher Puppen halten, und weil also ein Staat mit dem andern wetteifert; so werden die sogenannten Armeen jährlich größer. Ist der Staat nicht reich genug, hierzu Fremde zu erkaufen; so muß auch der wohlthätigste beste Fürst die arbeitsamsten nützlichsten seiner Unterthanen von ihrer Bestimmung weg, aus dem Schooß ihrer Familien reißen, und mitten im süßen Frieden ein ungeheures Heer zusammen halten. Um dies recht groß zu haben wird alles auf Er-

B 2

sparung

spahrung eingerichtet. Man gibt dem Manne, der sein Leben der Willkühr eines Einzigen widmet, kaum so viel Speise und Kleidung, daß er nicht verhungert oder verfriert, und unterdessen muß der nützlichste Theil der Unterthanen nicht für sich und seine Kinder, nein! für die Erhaltung dieser armen Leute arbeiten. Ein Herr, der recht landesväterlich denkt, und den Nahrungsstand in seinem Lande nicht ganz will untergehn lassen, errichtet sein Heer aus Fremden — Und was für Menschen werden da gebraucht, für die Rechte der Menschheit zu kämpfen? Betrogene, verirrte Jünglinge, verworfene verbannte Leute, welche Noth, Verzweiflung oder Ueberlistigung in dies Joch spannt —

Doch ist diese Einrichtung nun einmal, wenigstens, so lange nicht irgend ein großer Kopf Muth haben wird, eine Monarchie von ganz anderer Art zu errichten, für mächtige Fürsten ein nothwendiges Uebel geworden, aber auch der kleine Monarch, der sein Land gegen

gogen nichts als Bettler zu vertheidigen hat, dessen Monarchie auf der Landkarte so klein ist, daß die Namen der Städte über die Grenzen hinaus geschrieben werden müssen, will aus Eitelkeit nachahmen, was der Größere aus Noth thun muß. Er hält sich auch ein Heer von armen unglücklichen, ausgehungerten Leuten, die der hülflose Bauer im Schweiß seines Angesichts ernähren muß, um dem Fürsten die unschuldige Freude zu gönnen, zuweilen zwanzig Prügel auf den Rücken eines zur Geduld gewöhnten Geschöpfes abzukählen.

O! wer ein weiches Herz in seinem Busen trägt, der mögte blutige Thränen über einen solchen Anblick weinen. Wenn doch die guten Fürsten (es gibt deren noch, welche die reinen Freuden der Seele fühlen können) wenn sie einmal in sich gehen, und bedenken wollten, wie gewiß es ist, daß diese Einrichtung die damit verbundene Verderbniß der Sitten, und die Unterdrückung aller

wahrhaftig großen Tugenden bald Europa so ehkräften wird, daß wenn dies noch ein Paar hundert Jahre also fortbauert, und immer höher gespannt wird, wir einst der Raub irgend eines männlichen, rohen, nichts fürchtenden Volks werden. Was fürchtet der Mann, der nichts zu verlieren hat, die Gefahr nicht kennt, für seine Freiheit fight, und gegen Maschinen zu kämpfen hat? Sollten sie nicht überlegen, daß hundert innigst verbundene Männer, die ihren Fürsten lieben, haben die gerechte Sache vor Augen, die Beschützung ihrer ruhigen Hütten, und das Glück ihrer unschuldigen Familien im Herzen haben, daß diese eine sichrere Leibwache als zehntausend durch Furcht zusammen gehaltene Miethlinge sind? — Doch eine höhere Hand wird gewiß diesen Klagen bald ein Ende machen.

Es wird stiller unten im Hause. Sie sind fort; Ich will mich zur Ruhe legen.

Den

Den 12ten Morgens 12 Uhr.

Ich bin bey der Frau von Donnergrund gewesen, und nichts weniger als zufrieden von diesem Besuche zurückgekommen; Denn ohngerechnet, daß ich nichts von dem Herrn von Hohenau erfahren habe; so hat mir auch diese Bekanntschaft sehr niedrige Eindrücke eingeflößt.

Mögte ich in der Gemüthsverfassung, darinn ich bin, Ihnen ein etwas lebhaftes Gemählde von derselben machen können! Stellen Sie Sich, mein gnädiger Herr! ein kleines dickes Weib vor, deren breiter rother Kopf nach hinten zu auf einem unförmlichen Kumpfe wie angenagelt sitzt. Die Augen klein und zusammengekniffen, die Nase in die Höhe stehend, die Stirn in kurze Perpendicularlinien gezogen. Ihre Stimme wie das Rufen einer Heringverkäuferinn, ihr Gang matschlich und langsam, ihr Lächeln wie das Grinsen eines schadenfrohen Menschen —

Bei dieser würdigen Person wurde ich, nachdem ich eine Stunde lang im durchräucherten Lakajenzimmer gewartet hatte, von einem Bedienten, der, wie beynahe alle Domestiken, die Richtung von dem Character seiner Herrschaft bekommen zu haben schien, eingeführt.

Das ganze Haus hatte ein gewisses Gepräge hochadelicher hochmüthiger Armuth. Alles sollte nachlässig umherliegend ausseh'n, und alles war doch gewiß künstlich ausgeframt. Der Bediente bedeutete mir, daß ich die Füße auf dem Saale rein abtreten sollte, obgleich der Boden äusserst schmutzig ausseh. Er öffnete mir sodann die Thür eines Vorzimmers, in welchem auf einer alten goldbleernen Tapete viel Familienportraits mit Ordensbändern, wie deren auch heut zu Tage mancher Narr kauft, und mancher Kluge aus Politik annehmen muß, hiengen. Es war hier nicht eingeeizt, doch stand ein ungeheurer Ofen, auf welchem adeliche

liche Petschaste gegossen waren, gleich neben der Thür. Die Stühle waren von Schnitzarbeit; Wer sich hätte eine Stunde lang im Eigen darauf anlehnen wollen, würde eine Menge Laubwerk auf sein Rückenfell geprägt haben.

Der Bediente schlich durch eine Tapetenthür in der gnädigen Frau Cabinet, und meldete mich. Ein alter, unförmlich dicker grauer Hund, von der Art, welche man Spione nennt, bellte mir entgegen, als man mich einließ, und stritt mit mir um den Vortrag. Die Dame kam aus ihrem Schlafzimmer, und setzte sich sogleich auf ein Canapee, warf den Kopf zurück, befahl ihrem Hunde Stillschweigen, und fragte: „Was ist zu „Seinen Diensten, Musjö?“ Hierauf legte sie ein Zeichen in ein auf einem Tische vor ihr aufgeschlagenes Gebethbuch, schlug es zu, und irrete mit ihrem unsichern Blicke auf meiner Figur herum.

Es verdroß mich, daß das Weib mich Er-
 nannte, und mich so da stehn ließ; Dennoch
 sagte ich ihr ganz bescheiden die Ursache,
 warum ich zu ihr gekommen sey. Ueber die
 Erzählung von unsers lieben Carls Thorheit
 schlug sie beyde Hände zusammen, rief Jam-
 mer aus über die Verderbniß der Welt und
 der gottlosen, leichtfertigen Jugend, und
 als ich geendigt hatte, sagte sie ohngefehr
 folgendes:

„Ich weiß wohl, daß mein Fräulein Niece
 „ein ridicüles Attaschement zu einem jungen
 „Menschen gefaßt hat, mit dem ihr Bruder
 „auf Universitäten, wo man nicht immer
 „choisiren kann, sondern Leute von allerley
 „Extraction um sich sehen muß, in Bekannts-
 „schaft gerathen ist. Das wird wohl derselbe
 „sogenannte junge Cavalier seyn, von dem
 „der Herr redet. Ich höre aber, daß nie-
 „mand recht weiß, wo dieser Putsche eigents-
 „lich her ist, ob er von Familie ist, und ob
 „er Vermögen hat. Sollte man es denken,
 „daß

„daß heut zu Tage junge Mädgen von
 „Stande sich so weit vergessen könnten, mit
 „selchen Landläufern sich abzugeben? So
 „lange ich das Kind bey mir gehabt habe,
 „ist sie in der Zucht und Vermahnung zum
 „Herrn erhalten worden, denn ich bin ihr
 „Pathe, und der liebe Gott weiß, wie sie
 „so hat aus der Art schlagen können. Wenn
 „sich der Musjß Hohenau, oder wie er heißt,
 „stattirt hat, daß er in unsre Familie kom-
 „men, und dadurch vielleicht Versorgung
 „erhalten würde; so hat er sich sehr geirrt.
 „Mon Dieu! Er muß dem Fräulein weiß ge-
 „macht haben, als wenn er von Familie
 „wäre. Denn sonst hätte sie gewiß nicht
 „einmal daran gedacht. Ich habe aus Com-
 „miseration gegen das arme Kind, sie an
 „einen sichern Ort bringen lassen, um da
 „zur Reason zu kommen, und bethe täglich
 „für sie, daß sie der Himmel stärken wolle,
 „damit sie dem bösen Feinde widerstehe, und
 „ihrer Familie Ehre mache; denn ich habe
 „eine Partie für sie, und sie wird auch die
 „Thors

„Thorheiten bald vergessen haben, wenn Sie
„hört, was für ein Zeisig der Musjō ist.
„Uebrigens habe ich nichts weiter von Seis
„nem jungen Purschen gehört, und ich weiß
„auch nicht, wie Er dazu kommt, mich
„darum zu fragen. Suche Er ihn, wo er
„glaubt, daß er ist; Mich geht das nichts
„an. Er wird wohl irgendwo unter die
„Soldaten gegangen seyn. Kann ich Ihm
„aber sonst dienen mit meinem Gebethe oder
„anderu ehrlichen guten Werken; so wird
„mir es ein Plaisir seyn.“

Ich hatte kaum Fassung genug das beleidigende Gewäsche anzuhören; Auch sagte ich der Dame einige sehr beissende Dinge über ihre Art sich auszudrücken, über die geerbten Vorzüge des Adels, über des Herrn von Hohenau Character u. s. w. Nach einigem Hin- und Herreden, in welchem sie oft wiederholte, daß sie von dem armen Carl nichts wisse, und mir den Aufenthalt des Fräuleins zu entdecken nicht für nöthig halte,
war

war ich schon im Begriff voll Verdruß fortzugehn, als sie mich zurückrief, und mir sagte: Sie habe auf ihrer Reise einen jungen Menschen gesehn, den sie in Allem natürlich so beschrieb, wie unser Pflegesohn aussieht und gekleidet ist. Dieser sey des Nachts mit ihr in demselben Wirthshause gewesen, habe sehr traurig ausgesehn, und sey, wie der Wirth nachher erzählt habe, mit dem Postwagen nach Eisleben in der Grafschaft Maunsfeld gereiset.

Nun, mein theuerster Herr? Was soll ich jetzt thun? Der Beschreibung nach müßte ich glauben, daß dieß der Herr von Hohenau gewesen ist — Was kann ich also bessers thun, als ihm nachreisen? — Aber was will er in Eisleben? Zu welchem Zwecke? Die ganze Begebenheit ist mir ein unauf lösliches Räthsel. Ich weiß nicht recht wozu ich mich entschliesse — Eisleben bringt mich zugleich näher nach Dresden, und wo soll ich ihn sonst suchen? — Ja! ich will hin.

Tr.ffe

Treffe ich ihn nicht an; so erwarte ich Ihre weitem Befehle. Gern will ich die Aussichten, welche Sie mir in Dresden so großmuthig eröffnet haben, aufopfern, wenn ich Hoffnung haben kann, unsern Flüchtling in einer andern Gegend zu finden. Allein ich sehe dazu noch keine Aussicht — In einer Stunde reise ich ab.

3 . . . den 13ten Abends.

Hier übernachtete ich, und da ich auf allen Posten genaue Nachforschung angestellt habe; so bestätigt sich meine Hoffnung, daß ich ihn finden werde, und daß Er es war, der mit der Post nach Eisleben gereiset ist — Gott, mögte es wahr seyn! Gern reisete ich noch heute ab, aber ich bin zu müde.

Wissen Sie denn auch, mein gnädiger Herr! daß ich an dem Orte, wo ich jetzt bin, manche vergnügte Stunde verlebt habe? Ich hatte diesen Abend eine rührende Scene, die
auf

auf einmal die Erinnerung derselben lebhaft in mir zurückrief.

Hier besaß der Herr von P ein Landgut; Er selbst aber war Hofrath in W Ein lieber, sanfter Mann, nur etwas zu schwach, zu sinnlich. Er war mein Freund — Mögte der Himmel ihm jetzt frohliche Tage schenken! — Aber er war nicht gemacht, um in dem Kreise, den ihm das Schicksal angewiesen hatte glücklich zu seyn. Er verstand nicht die Kunst mit dem Genuße gut Rath zu halten, zu wirtschaften. Jede kleine Freude machte er zu einem Theil seines Wesens, und wer sie ihm raubte, der nahm ihm einen Theil seiner Existenz. Er liebte die schönen Künste, den sanften Umgang der Mufen, und vergaß an der Seite eines holden Mädchens alles Ungemach des Lebens, aber auch alles, was man unterdessen nütlicheres für die Welt thun könnte als scherzen und küssen. Folglich war er kein fleißiger Hofrath, aber der beste Unordner geselliger Vers

Vergnügungen. Daher kam es denn, daß der Fürst in W . . . von ihm, und er von seiner Laufbahn in des Fürsten Diensten nicht sehr zufrieden war, daß er sich nicht höher Schwung, wenig Gehalt hatte, und also, weil er nicht reich war, und viel Geld der Freude aufopferte, in seinen häuslichen Umständen zurückkam. Er nahm desfalls seinen Abschied, kehrte in sein Vaterland zurück, schmeichelte sich dort durch seine angenommenen Talente sehr ein, und wurde aufs Neue bey einem Collegium angesetzt. Hier hatte er es mit einem Minister zu thun, der, wenigstens von solchen Leuten, die nicht durch sein allmächtiges Wortwort in den Dienst gekommen waren, viel Fleiß forderte. Mit diesem lebte er in unaufhörlichem Kriege. Der Mann hatte gar keinen Begriff davon, daß ein Schauspiel einem Lande oft weniger Schaden brächte, als ein Cammercollegium, und daß es keine Sünde sey, über ein déjeuné dancant eine Session zu versäumen. — Kurz! hier glückte es auch nicht, und unter dessen

dessen waren meines armen P Siz
nanzumstände so zerrüttet, daß seine einzige
Hofnung blieb, auf seinem Landgute hier in
Z . . . sparsam und ländlich zu leben.

Ein Mann aber, der an viel zusammens-
gesetztere Freuden gewöhnt ist, als welche
der Aufenthalt in einem Landstädtgen gewäh-
ren kann, wird schwerlich je glücklich auf
dem Lande seyn. Ich war einst acht Tage
lang bey ihm, als ich nach Berlin gieng *:
und fand ihn in einem Circul von Bauers-
knaben, die er vom Pfluge weg an die Bratsche
oder Baßgeige berufen hatte.

Diese Lebensart wurde ihm nun bald zu
einförmig. Er reisete auf die Nachbarschaft
umher, verzehrte viel Geld, kam immer tie-
fer in Schulden, und mußte endlich seinen
Gläubigern entfliehen, und sein Landgut,
eine alte würdige Mutter und den Ruf eines
ehrs

* Erster Theil 11ter Brief.

Roman III. Th.

E

ehrliehen Mannes beym großen Haufen im Stiche lassen.

Der Minister war unterdessen in Ungnade gefallen. Ich glaube, er hatte es verdient, aber ich nehme nicht gern Partey gegen den Gedrückten, und rede nicht gern wieder jemand, der sich weder rächen noch vertheidigen kann. Genug, der Minister hatte, schuldig oder unschuldig, seinen Abschied bekommen, und das Gut des Herrn von P . . . gekauft, wo er jetzt gewiß nicht glücklicher lebt, als der vorige Besitzer, weil sich hier weder Finanzplane, noch Commodienplane ausführen lassen. Doch ist nun das Haus angepinselt, der Garten verschönert worden; Er leidet also, wie es scheint, wenigstens keinen Mangel, und könnte, wenn er weise wäre, zufrieden seyn, indeß P. . . in der Welt, Gott weiß wo herumirrt.

Am Ende des Flecken, nicht weit von meinem Gasthose, ist ein Haus, wo immer ein
alter

alter Invalide Wache hält. Ich gieng einige Augenblicke auf dem Platze auf und nieder, und redete mit dem Manne, der eben da stand, von allerley Begebenheiten, von meinem Freunde, der dort noch allgemein geliebt ist, wo er wohl jetzt seyn mögte, vom Minister, der sein Feind war, und von verschiedenen andern Dingen. Der Wachtmann hielt einen alten verrosteten Degen in der Hand, der aber bald meine Aufmerksamkeit auf sich zog — Ich meinte den Degen zu kennen; Er war von Stahl, und einst mit Gold ausgelegt gewesen — „Ja,“ sagte der Mann, „der hat auch dem guten Herrn „gehört.“ Ich besah ihn genauer, und es war wirklich derselbe Degen, mit welchem ich den ehrlichen P . . . in seinen Wonnetagen in W . . . in einem Zirkul von Beyfall lächelnden Damen hatte hin- und herflattern gesehen — Einst die Zierde eines zur Geselligkeit gebohrnen Mannes, jetzt das Werkzeug, den unglücklichen Bettler, der hier Hülfe sucht, von dem Thore abzutreiben —

§ 2

Gefäß

Gesäß und Stichblatt waren abgenutzt, und das Ohrband verlohren. — Von einem Juden, der ihn in der Auction erstanden hatte, war er für einen halben Gulden an seinen jetzigen Besitzer gekommen —

Der Anblick rührte mich; Ich dachte, ich wollte den Degen an mich kaufen; Aber doch entschloß ich mich anders. In meinen Händen, glaubte ich, wäre er weniger merkwürdig; Hier kann er noch lange ein Monument der Vergänglichkeit menschlicher Hoheit und Freude seyn. Vielleicht wird ein anderer Freund des armen P . . . der hier durchreiset, dieselbe Ueberraschung haben, empfinden was ich empfand; und wenn der Degen ganz abgenutzt und unbrauchbar geworden seyn wird; wird auch vielleicht der gute P . . . nicht mehr auf den Beinen seyn, oder glücklichere Umstände werden das Andenken seines erlittenen Ungemachs aus seiner Seele vertilgt haben.

Die

Die Augen fallen mir vor Müdigkeit zu;
Morgen früh reise ich weiter. Ich will nun
diesen Brief nicht eher fortschicken, bis ich
in Eisleben bin.

Eisleben den 16ten.

Meine süßen Hoffnungen sind leider! verschwunden; der Herr von Hohenau ist nicht hier, und der Jüngling, der ihm gleichen sollte, ist — rathen Sie, theuerster Herr! — ist des Herrn von Wallis unehlicher Sohn — Doch ich will alles ordentlich erzählen.

Als ich ankam, war mein erster Weg in das Posthaus — Ich fragte nach, man besann sich, erkundigte sich, und ich erfuhr, daß der junge Mensch, von dem ich redete, wirklich noch in Eisleben war. Die Stadt ist klein, und bald ausgefragt; Ich fand auf dem Markte, ohnfern der Apotheke das Haus — Mein Herz schlug voll freudiger Hoffnung — Nachdem ich nun den Wirth

C 3

des

des Hauses gefragt hatte, ob nicht ein Jüngling, der mit dem Postwagen gekommen sey, bey ihm logiere, gieng er, ohne zu antworten, vor mir her, und führte mich drey Treppen hoch in ein kleines Hinterstübchen, öfnete die Thür, und rief, indem er mich hineinschob: „Junger Herr! da ist jemand, „der Sie sprechen will“ und darauf gieng er fort.

Ich trat also in das Zimmer, und sah nun bald, daß hier nicht war, was ich suchte. Ein Jüngling von edlen Gesichtszügen saß vor dem Bette einer alten Frau, und hatte derselben, wie es schien, etwas vorgelesen, denn ich hörte noch den Laut der letzten Worte, und er hielt das Buch in der Hand, stand auf, als ich kam, und gieng mir freundlich entgegen.

„Ich habe mich geirrt“ sagte ich, und trat ein Paar Schritte zurück. „Verzeihen Sie, ich glaubte jemand, den ich kenne, „hier

„hier anzutreffen.“ Der junge Mensch steckte sein Buch in die Tasche, und machte mir Entschuldigung, indem er versicherte: „Es thäte ihm leid, daß ich mich in meinen Erwartungen betrogen hätte“ und so begleitete er mich wieder aus der Thür. „Ich führe Sie wieder heraus“ setzte er hinzu, „kann Sie auch nicht bitten, in diesem kleinen Zimmer länger zu bleiben, denn meine arme Mutter liegt da an Leib und Seele krank, und wir haben nur die einzige Stube. Vorgestern erst bin ich wiedergekommen, und habe sie sehr viel schwächer gefunden — die arme Frau!“

„Ich weiß es, Sie sind mit der Post hier angekommen“ sagte ich, „und das ist eben die Veranlassung die mich hierher führt. Es thut mir leid, daß ich Sie beunruhigt habe, und noch mehr, daß ich Sie bey einem Krankenbette finde. Ist Ihre Frau Mutter schon lange unpaß?“

C 4

„Ach,

„Ach, lieber Herr! rief der Jüngling
„seufzend, meine Mutter ist in einer sehr
„traurigen Lage, und wir sind hier ganz
„fremd. — Doch der Himmel wird schon
„helfen, und was hilft es, Sie mit einer
„langen Geschichte unserer Unglücksfälle zu
„ermüden?“

Wir waren nun bis an die Treppe gekommen, aber die sanfte Schwermuth des guten Jünglings hatte zu viel Eindruck auf meine Seele gemacht; Ich konnte nicht so weggehn, sondern fühlte etwas, das mich zu ihm zog. Ich bath ihn, seinen Kummer in meinen Busen auszuschnitten. „Es kann
„Ihnen vielleicht Zudringlichkeit scheinen“ sagte ich, „aber vielleicht erleichtert es Sie
„auch, wenn sie einem Menschen, der so sehr
„bekannt mit aller Art Leiden ist, Ihr Herz
„öfnen — Kommen Sie! wir wollen unten
„in ein Zimmer gehn, wo wir allein sind.“ Und so gieng ich voraus, und bath den Wirth uns eine Stube zu öfnen. Zugleich ließ ich
auch

auch eine Flasche Wein bringen. Ich dachte: „man ist so herzlicher, wenn man etwas um „die Hand hat, und wer weiß, der arme „Jüngling hat wohl in langer Zeit keinen „Wein geschmeckt.“ Dann setzte ich zwei Stühle an den Tisch, und ergriff den jungen Menschen vertraulich bey der Hand, als hätten wir viel Jahre mit einander gelebt.

Nicht leicht erinnere ich mich mehr aufgelegt gewesen zu seyn, eine recht traurige Geschichte zu hören. Zwar fühlt meine Seele immer eine Art von Wonne, wenn sie einem armen gepressten Herzen die Last des Kummers mit tragen helfen darf. Es ist so süß, auch da wo man nicht Balsam des Trostes in die Wunde gießen kann, doch ein brüderliches Thüränzchen darauf zu weinen. Ja! ich weiß es, was es heißt, zu leiden, und so umherzulaufen, nicht klagen zu dürfen, niemand zu finden, der uns versteht; den wir würdig hielten, daß wir auch nur einen Augenblick die Bürde, die uns zur Erde drückt, vor sei-